

Gottfried Benns beleuchtet Craig mit enthüllendem Sarkasmus das Eintreten der Intellektuellen gegen die Vernunft und für den im Nationalsozialismus kulminierenden Antiintellektualismus und weist auf die über 1945 hinausreichenden Folgen der Bücherverbrennungen hin.

Mit Recht wird festgestellt, daß von einer NS-Kultur im Ernst nicht die Rede sein kann. Zugleich liest Craig der sich selbst gleichschaltenden Geschichtswissenschaft die Leviten und bescheinigt Alexander von Müller, Meineckes Nachfolger in der Redaktion der „Historischen Zeitschrift“, seine Ernennung „mit einem Schwall jener mit Zitaten stets reicher als mit Sinn gesegneten Prosa, die zum Grundelement nationalsozialistischer Feierstunden wurde“, vergolten zu haben.

Die Einsicht, daß der neokonservative Irrationalismus, der in anderer Stoßrichtung auch bei der Linken zu finden war, sozialen Ressentiments entsprang, die auf die Gesellschaft des Bismarckreichs zurückgehen, verweist auf das grundsätzliche Problem, warum der im Vormärz angelegte Dissens von Geist und Macht in, wie Craig konstatiert, eine unheilige Allianz zwischen beiden umschlug.

Gewiß erklärt die eingeebte gouvernementale Hörigkeit für sich nicht hinreichend, warum die Deutschen Hitlers Führertum selbst dann noch akzeptierten, als sich das Scheitern abzeichnete und Hitler sich nicht mehr in der Öffentlichkeit zeigte, vielmehr als gespenstische Symbolfigur fungierte, abgesehen von immer sinnloseren Anweisungen an kaum kampfkraftige Truppen, bis zum letzten Mann Widerstand zu leisten.

Craigs Analyse variiert jenen für die deutsche Historiographie klassischen Gegensatz zwischen Geist und Macht, freilich in einer gegen den Idealismus gerichteten Konsequenz. Dahinter steht die Erwägung, daß es die Funktion des Intellekts, daß es die Leistung der „Vernunft“ sein müsse, dem Gang der Machtpolitik — der Leidenschaft im Umgang mit der Macht, die er Bismarck attestiert und Stresemann abspricht — Grenzen zu setzen, daß sie erst Politik als Ausgleich divergierender Interessenlagen im humanen Sinn ermöglicht.

Seine Darstellung zeigt jedoch, daß die Intelligenz ebenso den dominanten Strömungen des Zeitalters erlag wie die herrschenden Eliten, und es ist illusionär, den Massen anderes abzufordern.

Die Annahme, daß größere moralische Sensibilität und Bereitschaft zu politischem Protest den Gang der Dinge grundlegend verändert hätten, zwingt zu tieferer Erklärung.

Die Durchsetzung des Faschismus in Deutschland war, abgesehen von Faktoren, die quer zur deutschen politi-

schen Tradition gesamteuropäischen Bedingungen entsprangen, das Ergebnis konfligierender sozio-ökonomischer Interessenlagen, die der relativen Funktionsuntüchtigkeit des deutschen Parteiensystems seit dem Kaiserreich zugrunde liegen.

Insofern wird Craigs bedrückende Diagnose durch einen stärker sozialgeschichtlichen Zugriff Ergänzung finden müssen, der, indem er von den Grundlagen der gegenwärtigen Gesellschaft ausgeht, deren Vorgeschichte nicht nur als politisch-moralischen Irrweg begreift, sondern den sozio-ökonomischen Wandel thematisiert, ohne damit die Epoche des Nationalsozialis-



Hitler-Opfer Goerdeler 1944
„Politischer Romantiker“

mus aus der Kontinuität des historischen Bewußtseins auszuklammern.

Craigs optimistischer Schlußfolgerung, daß mit dem Nationalsozialismus auch die autoritären Vorbelastungen der deutschen Gesellschaft ausgebrannt sind, wird man nur zögernd folgen, weil sich doch mit fortschreitendem Selbstbewußtsein der Bundesrepublik die Tendenz zeigt, Denkhaltungen der 20er Jahre neu zu beleben.

Die konsequente Zurückweisung dieser Elemente der deutschen politischen Kultur durch den „Außenseiter“ Craig ist äußerst hilfreich, um die unfruchtbare Diskussion über Kontinuität und Diskontinuität der deutschen Entwicklung im 20. Jahrhundert zu überwinden und sich von dem geschichtlichen Mythos zu befreien, die Politik der spät-Weimarer Kabinette habe in dem ernstlichen Bestreben bestanden, eine Alternative zum Nationalsozialismus zu schaffen. Insofern liegt der Neuanfang, den Craig fordert, noch vor uns.

ROCKMUSIK

So gut wie schwarz

Die New Yorker Band „Talking Heads“ verschmilzt afrikanische Rhythmen, Soul und Rock zu einer publikumswirksamen Musik-Mixtur. Am kommenden Samstag tritt sie im ZDF auf.

Die Tage der naiv-primitiven Rock-Bands sind vorbei“, verkündet David Byrne, intellektueller Kopf und Sprecher der New Yorker Musiktruppe „Talking Heads“, deren viertes Album „Remain in Light“ von Fans und Fachleuten als vollendete Mischung aller Stilrichtungen zeitgenössischer Rock- und Soul-Musik gerühmt wird. Byrne klinkt sich und seine Band jedoch aus der Szene heraus: „Ich glaube gar nicht mal, daß wir überhaupt noch Rock-Musik spielen.“

Solche forschenden Statements provozieren naturgemäß die Anhänger der gegenwärtigen Punk- und „New Wave“-Musikideologie, die die derben Schock- und Schüttelrhythmen der „Talking Heads“ als „Rückkehr zu den Wurzeln des Rock“ anpreisen.

Über derartige nostalgische Rock-Rückschritte fühlen sich die „Talking Heads“ allerdings erhaben: „Unsere Musik“, so Byrne, „inspiriert, ihrer Natur gemäß, zu einer mystischen Kommunikation zwischen Musikern und Publikum. Damit haben wir Schwingungen aufgefangen, die jetzt in der Luft zu liegen scheinen. Niemand hat sie bislang dechiffrieren können. Wir beginnen gerade damit.“

Der Anfang wurde bereits 1975 gemacht, als die ehemaligen Kunststudenten Byrne (Gesang, Gitarre), Chris Frantz (Schlagzeug), Martina Weymouth (Baß) und — seit 1977 — Jerry Harrison (Keyboards, Gitarre) in den Punk-Zirkeln um den New Yorker Schuppen „CBGB's“ ihre Endzeit-Balladen anstimmten und von der „Village Voice“ ein zwiespältiges Lob als „konservativer Impuls im neuen Rock-Underground“ erhielten.

Die ungewöhnlich emotionsarme Bühnenshow der unauffälligen College-Typen hob sich deutlich ab von dem wirren Aussteiger-Gebaren und proletarischen Schick anderer Rockbands, die gegen den Glitter und Pomp der abgetakelten Superstar-Gruppen aus den sechziger Jahren andröhnen wollten.

In den von Byrne verfaßten Texten gingen die „Talking Heads“ jedoch weit über die Aggressivität und schlichte Gossen-Poesie ihrer Kollegen hinaus. Sie kommentierten treffsicher und mit Ironie die Angst der weißen Überflüssiggesellschaft vor der Auflösung aller Werte und ihre daraus resultierende Flucht in die Neurose.



New Yorker Rockband „Talking Heads“: Afrikanische Rhythmen im Großstadt-Dschungel

Songs wie „Psycho Killer“ (von der ersten LP „Talking Heads: 77“) spiegeln eine kaputte Seelenwelt der Verklemmungen, Ticks und Frustrationen. Mit hysterisch sich überschlagender Stimme klagt Byrne, in der Rolle eines schwer angeschlagenen Stadtneurotikers, über ständige innere Unruhe, gegen die er wehrlos zu sein scheint: „Ich stehe unter Hochspannung, bin nervös und kann nicht relaxen.“

Dabei steht der schmale Sänger wie versteinert auf der Bühne, er wirkt unterkühlt und bewegt sich mit eckigen Gesten und der körperlichen Ausdruckskraft eines Roboters.

Byrne näselte seine Reports aus der „globalen Poliklinik“ („Village Voice“) für Verhaltensgestörte und Umweltgeschädigte mit der übernervösen Intensität eines Anthony Perkins, der — vor jener berühmten Dusch-Szene aus Hitchcocks „Psycho“ — seinem Opfer Janet Leigh zuflüstert: „Jeder von uns hat eben seine persönliche Macke.“

„Talking Heads“ sind in der Terminologie der amerikanischen Medienmacher Brustbildaufnahmen der chic betuchten und fesch frisierten Nachrichten-Showmaster, die mit gewinnendem Lächeln die neuesten Meldungen über Unglück und Verbrechen vortragen.

Diese alltägliche Horrorshow der Fernsehnachrichten signalisiert angeblich den „sanften Zusammenbruch jeder Oberfläche“ (Songtext), die permanente Katastrophe einer Gesellschaft zwischen Holocaust und nuklearem Overkill. Nichts ist sicher, auf niemanden ist Verlaß, sagen die „Talking Heads“ in ihren Songs, da bleibt man besser in Bewegung. Ihre beinahe reaktionär pessimistischen Lieder von Ausichtslosigkeit und Ausgeliefertsein bie-

tet die Band dem Zuhörer zur freien Interpretation an. In abruptem Wechsel nimmt der Sänger die Position von Jäger und Gejagtem, von Dulder und Verursacher ein.

Zu einer tiefschwarzen „Funk“-Musik, die an die besten Zeiten der Memphis-Soulmusik erinnert, in komplexen Ruf- und Gegenruf-Verschachtelungen, bei sacht orientalischem wabernder Elektronik rücken die „Talking Heads“ vom üblichen Rocksong-Schema weit ab und schwelgen in einem polyrhythmischen Afro-Beat.

Derartige Integrationsversuche von Abendland und Afrika sind zwar schon oft genug von weißen Rockmusikern probiert worden — meist aber ohne Erfolg, denn „Whitey hat nun mal kein Soul-Feeling“ (so der schwarze Rhythm-&Blues-Veteran James Brown). Den „Talking Heads“ hingegen gelingt es vorzüglich, das schwarzafrikanische Tanzritual von Musikern und Zuhörern im Wechselspiel der Instrumente und Vokaleinsätze zu reflektieren.

Dazu mußte sich das Stammquartett allerdings zum Neun-Personen-Orchester erweitern: Schwarze Perkussionisten und Begleitsänger liefern dem Großensemble nunmehr bei seiner „intensiven Beschäftigung mit afrikanischen Rhythmen und Sensibilitäten“ (Byrne) das authentische Soul-Kolorit. In „Talking Heads“-Konzerten schütteln sich die Zuhörer tanzlustig in milde Ekstasen.

Eine derartige Musik, „die das körperliche Element nicht vergißt, aber versucht, auch den Kopf mit einzubeziehen“, ist vor allem den unkonventionellen Ideen des „Talking Heads“-Produzenten Brian Eno zu verdanken. Der ehemalige Keyboardspieler bei der Briten-Band „Roxy Music“ versucht sich

bereits seit geraumer Zeit an neuen Konzepten für die populäre Musik.

Dem Jazz-Trompeter Miles Davis hat er abgesehen, daß „die Auswahl der Session-Musiker schon das halbe Arrangement“ ist. Dementsprechend entwerfen seine Musiker keine „akustischen Stimmungsbilder“ in herkömmlicher Manier. Der auf „Programmierung komplexer Systeme“ trainierte Kommunikations-Experte möchte die Musiker eher in „soziale Ereignis-Situationen“ führen, die dann — hoffentlich passable — „Hör-Ergebnisse“ erbringen.

Ganz im Sinne mancher Kybernetik-Modelle wird das „System“ der Aufnahme-Session nicht voll durchgeplant. „Das Ensemble soll sich vielmehr, nach einem kreativen Anstoß, von der Gruppen-Dynamik zum jeweils gewünschten Produktions-Ziel“ tragen lassen — im Klartext: Die „Talking Heads“ spielen ihren „Funky Sound“, wie es sie gerade überkommt, und Brian Eno hantiert im Kontrollraum („das ist mein Instrument“) an seinen Reglern, Filtern und Synthesizern, um das Spielmaterial nach Inspiration elektronisch aufzufüllen.

Daß diese intellektuellen Rock-Séancen mit den „Talking Heads“ bislang dermaßen eingängige, oft sogar disco-nahe Tanzplatten ergeben konnten, spricht für die Virtuosität und Publikumsnähe der exzentrischen Band.

Die „Talking Heads“ gehören zu den wenigen, die Klänge aus dem Großstadt-Dschungel, fiebernde Rockintensität und afrikanische Rhythmen zu einer neuen, sehr publikumswirksamen Einheit verschmolzen haben.

Den Schlüssel zu ihrem Musikverständnis wollen sie am 3. Januar, in der „Rock-Pop“-Nacht des ZDF, an die deutschen Fans weiterreichen. ◆